

## 1 Revision der Kanonbildung: Ideologie vs. Prozeßanalyse

### Die gegenwärtige Kanondebatte in der Literaturwissenschaft

Im Mittelpunkt dieser Untersuchung steht die paradigmatische Analyse von Kanonbildungsprozessen. Angesichts der laufenden Diskussion des literarischen Kanons und seiner soziokulturellen Bedeutung und besonders angesichts der Wichtigkeit, die nationalen und ethnischen Identitätspolitiken seit einiger Zeit beigemessen werden, muß eine solche Untersuchung Fragen der Kanonizität und der Kanonbildung als Faktoren der Kulturdynamik überdenken. In den letzten Jahrzehnten und namentlich mit dem (inzwischen leicht angestaubten) Trend der Postmoderne in den Literatur- und Kulturwissenschaften ist der Kanonbegriff als populäres Diskussionsthema sowohl im amerikanischen Universitätsmilieu als auch in anderen intellektuellen Kreisen ins Blickfeld geraten. Die zahllosen Publikationen zu dieser Diskussion drehen sich, kurz gesagt, um zwei interdependente Hauptaspekte:

#### *Die Frage ästhetischer Wertung*

Das wachsende Interesse der Literaturwissenschaft am Kanon hängt unmittelbar zusammen mit der wachsenden Faszination der *Kontingenz ästhetischer Werte.* Mit der Einsicht in diese Relativität verabschiedete man sich vom Glauben an die sogenannte »intrinsische Qualität« eines literarischen Textes (oder anderer kultureller Artefakte), einem Glauben, den man von einflußreichen modernistischen Kritikern geerbt hatte, vor allen Dingen dem New Criticism und den orthodoxen und reduktiven Spielarten des Strukturalismus. Durch die Ablehnung des Dogmas der >Werkautonomie< kam man methodisch von der Suche nach textimmanenten Bedeutungsstrukturen ab und fragte zunehmend danach, wie ein Text zu verschiedenen Zeiten und Orten seiner Existenz dazu gebracht wird, das zu bedeuten, was er jeweils bedeutet. Dieser Perspektivenwechsel hat zu einem neuen Konsens geführt, demzufolge die Bedeutung eines literarischen Texts stets ein kulturelles Konstrukt ist. Damit kam es auch zu einem neuen Interesse an der Geschichte<sup>2</sup> - genauer gesagt zur Historisierung literarischer Werturteile. Überdies ebnete der neue Ansatz dem Begriffeines ökonomieanalogen Mechanismus den Weg, der die Produktion literarischer Werte einer Kultur regelt. Infolgedessen stieg auch das Interesse an den literarischen *Institutionen*, die diese Werte festlegen (z.B. die Institution Literaturkritik, Verfahren der Publikation und Zirkulation und besonders die Etablierung der universitären Literaturwissenschaft).

In diesem Kontext trat der Kanonbegriff in den Vordergrund und wird seither als eine kulturell festgelegte wertvolle Textsammlung angesehen, die für eine bestimmte Gruppe besondere Bedeutung hat. Die alltagspraktische Definition von Henry Louis Gates Jr. scheint hierfür typisch zu sein:

I suppose the literary canon is, in no very grand sense, the commonplace book of our shared culture, in which we have written down the texts and titles that we want to remember, that have some special meaning for us.<sup>3</sup>

Entsprechend umkreisen Kanondiskussionen in der Regel Verfahren der Auswahl und Wertung, die ein Kanon festlegt, und konzentrieren sich auf Aufnahme oder Ablehnung der Werke bestimmter Autoren, mit der Zeit wechselnde Interpretationen bestimmter Werke, ihre > Wiederentdeckung< im Rückblick oder ihre Kontinuität im Wandel der Zeiten.

Der Reiz des Relativismus ermöglichte außerdem die Einsicht, daß es nicht-kanonisierte literarische - und kulturelle - Bereiche gibt, in denen andere Bewertungssysteme gelten. Das heißt, der Begriff der Kanonizität erhält seine Bedeutung erst auf der Folie eines Begriffs von Nicht-Kanonizität. Weitgehende Einigkeit besteht darüber, daß die Literatur als Ganzes ungleiche und oft gegensätzliche Segmente einbegreift und daß der Kanon zur Konkurrenz dieser antagonistischen Schichten führt. Dadurch konnten bislang vernachlässigte oder bewußt ausgegrenzte Korpora nicht nur zu legitimen Untersuchungsobjekten der Literaturwissenschaft aufrücken, sondern sogar in deren Vordergrund treten und im Selbstverständnis progressiver Kreise der Literatur- und Kulturkritik das Hauptinteresse auf sich ziehen.

### *Die Frage der sozialen Repräsentativität*

Abgesehen vom Relativismus erhielten Kanondiskussionen zusätzliche Impulse durch aufkommende Richtungen der Kulturkritik, denen es um die Demokratisierung der Kultur< geht. Diese Ansätze verschreiben sich der Kritik von Populärkultur und Multikulturalismus und rücken Fragen nach Gender, Klasse, Rasse, nationalen oder ethnischen Minderheiten und anderen diskriminierten Gruppen in den Mittelpunkt. Hier geht man bei der Diskussion des literarischen Kanons davon aus, daß literarische Werturteile und Rangordnungen gesellschaftliche Machtverhältnisse spiegeln. Inhalt, Gültigkeit und Stabilität des Kanons gelten als Manifestationen gesellschaftlicher Hierarchien und kultureller Dominanz. Hauptanliegen dieser Debatte ist daher »the representation or lack of representation of certain social groups in the canon«.<sup>4</sup> Der Kanonbegriff wird mit anderen Worten in der gegenwärtigen Literatur- und Kulturkritik nicht mehr als vom modischen *Ideologiediskurs* geschieden begriffen, sondern oft auf diesen reduziert.

Da die Kanondebatte im intellektuellen Diskurs des pluralistischen Liberalismus wurzelt, der in den USA seit einigen Jahrzehnten den Ton angibt, folgt sie überdies der Agenda progressiven Engagements. Alles andere als rein wissenschaftliche Analyse, wird sie für die Sache der Minderheiten im amerikani-

sehen Kulturkampf instrumentalisiert und spielt für ihre Verfechter eine Rolle in der politischen Arena. Da man - nicht ganz zu Unrecht - davon ausgeht, daß der literarische Kanon die bestehende Gesellschaftsordnung nicht nur repräsentiert, sondern auch zementiert, setzt man alles daran, ihn mindestens zu *erweitern*, wenn nicht gleich zu verbieten oder durch einen anderen zu *ersetzen*. Daher rührt die enorme Energie, die in Theorie und Praxis für die Revision von Universitätscurricula und Selektionsprinzipien von Anthologien aufgebracht wird,<sup>5</sup> die ausnahmslos mit dem Diktat von Gleichberechtigungspolitik und politischer Korrektheit konform gehen. Der blinde Eifer und naive Glaube an den Erfolg des Kampfes wird sogar von einigen ihrer wichtigsten Vertreter wie Henri Louis Gates für überschätzt gehalten:

As writers, teachers, or intellectuals, most of us would like to claim greater efficacy for our labors than we're entitled to. These days, literary criticism likes to think of itself as »war by other means«. But it should start to wonder: Have its victories come too easily? The recent move towards politics and history in literary studies has turned the analysis of texts into a marionette theater of the political, to which we bring all the passions of our real-world commitments. And that's why it is sometimes necessary to remind ourselves of the distance from the classroom to the streets. Academic critics write essays, »readings« of literature, where the bad guys (for example, racism or patriarchy) lose, where the forces of oppression are subverted by the boundless powers of irony and allegory that no prison can contain, and we glow with hard-won triumph. We pay homage to the marginalized and demonized, and it feels almost as if we've righted a real-world injustice. I always think of the folktale about the fellow who killed seven with one blow.

Ours was the generation that took over buildings in the late sixties and demanded the creation of black and women's studies programs, and now, like the return of the repressed, has come back to challenge the traditional curriculum. And some of us are even attempting to redefine the canon by editing anthologies. Yet it sometimes seems that blacks are doing better in the college curriculum than they are in the streets.<sup>6</sup>

## Methodologische Probleme

Ohne Prämissen und teilweise auch Argumente der Kanondebatte bestreiten zu wollen, behaupte ich, daß sie unbefriedigend bleibt und in mehr als einer Hinsicht den Kern der Sache verfehlt. Mein Einwand betrifft drei Aspekte. Zunächst möchte ich zwei Methodologiedefizite der Debatte erörtern.

### *Reduktive Begriffe von »Literatur« und »Kultur«*

Der Diskurs der gegenwärtigen Kanondebatte ist zunächst defizitär, wo er - entgegen seinem Selbstverständnis - an einem beschränkten, normativen Kulturbegriff im Sinn eines *Korpus ausgewählter Artefakte* (beispielsweise literarischer Texte) festhält, das von einer Gruppe als Repräsentant ihrer Werte und Normen gepflegt wird. Obwohl die Kanondebatte ein scheinbar komplexes und vielschichtiges Kulturkonzept propagiert, geht sie im Grunde nie über die Grenzen des altbekannten reduktiven Begriffs offizieller Hochkultur hinaus, die sie doch hinter sich lassen will. Kurz gesagt, beschränkt sich dieser Kulturbegriff immer noch auf Philosophie, Künste und Literatur.

»Kanon« und »Kanonizität« bleiben also normative Begriffe, die nicht weiter hinterfragt werden und die die Grenzen des Literaturbegriffs (ebenso wie den Kompetenzbereich der Literaturwissenschaft) eher festschreiben als zu erweitern helfen. In zahlreichen Theorieentwürfen, die den Kanonbegriff problematisieren, beschränkt sich dieser nach wie vor auf die *Faktoren, die die literarische Wertung determinieren*, seien das nun ästhetische oder philosophische Richtlinien.<sup>7</sup> Auf der Applikationsebene bedeutet »das Kanonische« folglich praktisch alles, was als »Literatur« akzeptiert ist und die Aufmerksamkeit von Intellektuellen und Literaturwissenschaftlern verdient hat. Da sich Intellektuelle und Literaturstudenten *per definitionem* mit Literatur beschäftigen, besteht auch das von ihnen bereitgestellte Material normalerweise durch und durch aus »Literatur« - oder will deren Status erreichen -, und die Beschäftigung soll, sei's auch unbewußt, die Auswahlkriterien rechtfertigen. Insofern befolgt die Kanondebatte die Regeln des herkömmlichen literaturwissenschaftlichen Diskurses und unterscheidet sich von diesem nur, sofern sie die Kanonisierungskriterien bloßlegen und revolutionieren will. Während der Kanonbegriff im Alltagsverständnis mit der »großen literarischen Tradition« synonym ist, die die unhinterfragte Verehrung vergangener Werke und Meister ebenso einschließt wie ihr Heraufbeschwören, wenn es Zeitgenossen aufzuwerten gilt,<sup>8</sup> schafft die gegenwärtige Kanondebatte ein Bewußtsein für den *Mechanismus der Validierung* und setzt sich für die Erneuerung des Kanons durch Aufnahme bislang ausgeschlossenen Materials ein. Gleichwohl pflegen in dieser Debatte immer noch Biographien einzelner Autoren und ihre im nachhinein aufgewerteten Werke (die literarischen »Highlights«) auf dem Spiel zu stehen,<sup>9</sup> oder aber es werden neue Trends und neu akklamierte Korpora verteidigt.<sup>10</sup> Letztlich bewirkt die Debatte einen alternativen *Kanoninhalt*, akzeptiert jedoch die restriktive, normative Grundregel, es gehe um >wertvolle Artefakte, die Hervorhebung **Verdienern**, eine Regel, die dem **Mainstream** der Literatur- und Kulturkritik die Rahmenbedingungen liefert.

### *Die Last der gegenwärtigen ideologischen Agenda*

Ein weiteres Defizit der Debatte liegt, wie oben angedeutet, darin, daß sie ideologischen Glaubensrichtungen übertrieben verpflichtet ist. Unverhohle-

nes ideologisches Engagement hat ein doppeltes Manko. Der erste Einwand bezweifelt den potentiellen Wert eines solchen Diskurses aus theoretischen Erwägungen. Bedauerlicherweise kommt es zur notorischen Verwechslung des *allgemeinen* Kanonbegriffs mit dem *bestehenden Kanon*, der von den gegenwärtig herrschenden Gesellschaftsgruppen verteidigt werde. Diese Perspektive grenzt den Diskussionsbereich von vornherein auf die heutigen Kanonkriege ein und will die heutigen Kulturimperative herausfordern, darunter besonders die, die nach dem aktuellen Stand der progressiven moralischen Orthodoxie besonders abscheulich sind.

Daraus folgt, daß es dem gegenwärtigen Kanondiskurs seiner laut bekundeten Tendenz zum Historismus zum Trotz an fundierten *historischen* Studien immer noch fehlt. Eine »historische Perspektive« heißt hier selten mehr, als Werke der Vergangenheit einer »Neulektüre« zu unterziehen, um die ideologischen Ausrichtungen herauszupräparieren, die ihrem kanonischen Status zugrundeliegen. Eine solche Historisierung kann natürlich sehr subtil analysieren, wie verschiedene »Interpretationsgemeinschaften« die Bedeutung eines Textes im Lauf der Zeit verändert haben. Oft beinhaltet sie auch die ideologiekritische Selbstreflexion des Analytikers auf seine kulturelle Vorurteilsstruktur. Diese Reflexion basiert oft auf dem vulgärhermeneutischen Ansatz, »a past [...] can only be known as a projection of the present.«<sup>12</sup> Solche historistischen Interpretationen sind eher »präskriptiv« (im Gegensatz zu »analytisch«), da sie nicht beanspruchen, »objektive Rekonstruktionen der Vergangenheit zu sein, sondern bewußt einen normativen und moralischen Standpunkt zu ihr beziehen.«<sup>11</sup>

So subtil der historistische Ansatz auch sein mag, er ist im Grunde nur eine weitere Methode der *Kanoninterpretation*. Obwohl einige Untersuchungen historischer Prozesse der Kanonbildung vorliegen, gilt das Interesse in der Regel eher den *Ideologien*, die diesen Prozessen zugrundeliegen.<sup>14</sup> Detaillierte Studien der kulturellen Konfiguration einzelner Gesellschaftsgruppen und ihrer Institutionen, die in der Vergangenheit spezifische Repertoires kanonisierten, widersprechen dem kulturwissenschaftlichen Zeitgeist.

Wenn der Kanon *a priori* als moralisch mangelhaft oder gar als Wurzel allen Übels in unserer Kultur betrachtet wird, so der zweite Einwand, richtet sich die wissenschaftliche Energie auf seine Abwertung oder Korrektur. Das hindert die gegenwärtige Kanondebatte daran, einen Begriff des Kanons als *allgemeinem Mechanismus* zu entwickeln, der zur Regelung von Kultursystemen und gesellschaftlicher Evolution unentbehrlich ist. Wenn man sich auf ein derart affektiv besetztes Terrain vorwagt und im öffentlichen politischen Kampf um gesellschaftliche Hegemonie demonstrativ mit einer Konfliktpartei solidariert, fehlt der Debatte jene minimale Distanz zum Gegenstand, die theoretische und historische Analysen auszeichnet. Diese mangelnde Distanznahme mag als Vorteil wie als Nachteil gelten (in sogenannten progressiven Kreisen ist sie definitiv erwünscht!). Die Kanonkontroverse ist als Seitenstrang einer

Literaturkritik unverzichtbar, die Geschmack und Sichtweise der Öffentlichkeit beeinflussen will, für die systematische Forschung ist sie jedoch ziemlich ungeeignet. Ich will keineswegs so tun, als glaubte ich an das Ammenmärchen der wahren, objektiven Wissenschaft. Selbstverständlich nehmen alle Theorien Partei und haben alle Theoretiker bestimmte Neigungen und Interessen, die sich in ihrer Arbeit spiegeln. Zu den wichtigsten Spielregeln des Wissenschaftsbetriebes gehört jedoch das *Streben* nach theoretischer Systematik, das eine gewisse analytische Zurückhaltung erfordert. Diese Spielregel wird von den Teilnehmern der Kanondebatte bewußt ignoriert.

Und hier wird es kitschig. Es geht um weit mehr als bloße Meinungsverschiedenheiten über die wünschenswerte Form und Ethik des akademischen Diskurses. Seitens der Wissenschaftler liegt sicher weder ein bloßes Faible noch Naivität vor, wenn sie sich in ihrer Arbeit um ideologisch engagierte Kritik bemühen. Sie sind vielmehr eifrige Verfechter der Verschmelzung von Kulturkritik und Kulturwissenschaft im Namen >kritischer Theorien. Auf diese Weise wollen sie das Selbstbewußtsein ihres Faches sowie Rang und Rolle der Universität im zeitgenössischen Sozialleben demonstrieren. Die Erkenntnis, daß der Bezugsrahmen der Kanondebatte weniger im Feld literarischer Produktion als vielmehr in der >Krise der Universitäten zu suchen ist, hat sich längst durchgesetzt.<sup>15</sup> Ausgangspunkt der Teilnehmer an dieser Debatte ist die unverblünte Verachtung der vermeintlichen Irrelevanz eines >rein akademischen < Diskurses für die gesellschaftliche Realität. Im Gegenzug votieren sie für eine scheinbar relevantere Kulturanalyse, die sozialen Problemen unmittelbar Rechnung trägt.

Diesem vorgeblich methodologischen Credo liegt eine unübersichtliche Strategie zugrunde. Auf den ersten Blick zielt sie auf universitätskritischen Protest ab. Unterstellt wird, die Kontinuität des literarischen Kanons werde vom Mainstream konservativer Wissenschaft brutal durchgeboxt. Diesen Wissenschaften wird vorgeworfen, die Rolle des Elfenbeinturms zu spielen, in dem eine ausschließlich auf den eigenen Vorteil bedachte Kaste von Privilegierten sitze, die für die gesellschaftlichen Mißstände und das Leid der Menschen außerhalb der Alma Mater nur elitäres Desinteresse übrig hätten. Dieser Elitarismus sei dem universitären - und kulturellen - Establishment inhärent, dessen Akteure aus den herrschenden Schichten stammten (Ober- und Mittelklasse, konservative, weiße, christliche, männliche Amerikaner). Ein unveränderlicher literarischer Kanon sei für diese Akteure lediglich ein Vehikel zur Erhaltung der bestehenden Gesellschaftsordnung und ihrer Hegemonie darin. Vor dem Hintergrund dieses ungerechten Mechanismus kultureller Kontrolle gilt der Versuch der Kanonrevision als altruistischer Kampf für sozialen Fortschritt. Seine Befürworter schwingen sich zu Anwälten der Diskriminierten und Unterdrückten auf, deren Stimmen bislang ungehört verhallen (hauptsächlich Frauen, Homosexuelle, Unterklassen, ethnische Minderheiten usw.).

An den Universitäten verfolgen die Verfechter dieser öffentlichen Agenda jedoch ganz andere Interessen. Die Wissenschaftler selbst werden ja keineswegs diskriminiert oder unterdrückt. Meist sind es ehrgeizige Intellektuelle auf dem neusten Forschungsstand, die eigene akademische Stellungen anstreben. Manche von ihnen haben den >Vorteil< einer unterprivilegierten Herkunft, aber bei weitem nicht alle. Die Dynamik ihres Berufs zwingt sie einfach dazu, die Rolle uneigennütziger Anwälte der Minderheiten zu übernehmen. Dieses Modell sozialer Sensibilität - das üblicherweise mit einer linken Ideologie assoziiert wird - gehört zur Banalität des vorherrschenden Habitus universitärer Intellektueller der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Die ironische Schlußfolgerung lautet also, daß die militant revisionistische Parteinahme in der Kanondebatte auf dem intellektuellen Gesamtfeld heutzutage eine *konformistische* Strategie ist - und wahrscheinlich der beste Weg, um an der Universität Macht zu gewinnen.<sup>16</sup>

Indem diese Debatte dem Verlangen nach Änderungen im literarischen Kanon Ausdruck verleiht, *stabilisiert* sie letztlich das universitäre Feld und sichert den persönlichen Aufstieg ihrer Wortführer. Ihr Kampf, der möglicherweise wirklich eine Revision der gegenwärtigen Kanonnormen zur Folge hat, beabsichtigt letztlich nur, früheren Schutzpatronen des Kanons den Rang abzulaufen. Die Bestrebungen der Kanonkritiker laufen also darauf hinaus, dieselbe Position kultureller Autorität einzunehmen, gegen die sie heute so vehement opponieren. Auf einer historischen Metaebene ist die ganze Debatte also nur eine weitere Strategie der Kanonsicherung. Je intensiver sie stimuliert wird, desto effizienter wirkt sie als Ritual des Machterhalts literarischer Institutionen und der Existenzsicherung des Feldes universitärer Literaturwissenschaft. Strenggenommen konzentriert sich die (konservative wie progressive) Analyse von Literatur auf Werke und Autoren, denen infolge verschiedenster Literaturdebatten im Lauf der Geschichte kanonischer Status der einen oder anderen ideologischen Ausrichtung zuerkannt wird. Die Tradition ist gerettet.

## **Der Kanon als Faktor der Kulturdynamik**

Diese Analyse der Strategien in der heutigen Kanondebatte soll keine selbstgerechte Kritik des akademischen Feldes und seines Ethos sein. Ich möchte vielmehr zur Erhellung des Verhältnisses von Ideologie und Kanongenese beitragen. Das Beispiel verdeutlicht den potentiellen Trugschluß, von der direkten und monolearen Unterordnung eines kanonisierten Repertoires (etwa kanonisierter literarischer Modelle) unter explizite soziale Ideologien auszugehen. Sie zeigt, daß diese Unterordnung oft in umgekehrter Richtung funktioniert. Wie im vorhergehenden Kapitel dargelegt, können gegenwärtig

dominante Repertoires auf bestimmten Feldern zur Grundlage neuer sozialer Perspektiven und ideologischer Sentiments werden. Mit anderen Worten, oft erscheint gerade eine *Ideologie* als eine Option eines kulturellen Repertoires. Diese Konzepte von Kanon und Ideologie stellen die heute gültige Annahme in Frage, Kanones könnten ihrer Vielseitigkeit wegen zur Gänze ausgehandelt werden und in ideologischen Grabenkämpfen zum Einsatz kommen - eine Überzeugung, die das Eigengewicht kanonisierter Repertoires als *facta bruta* der gesellschaftlichen Wirklichkeit unterschätzt. Das heißt nicht, daß Kanones unveränderbar sind oder daß sich niemals neue Kanones bilden. Nachweislich kommt es gelegentlich zur Bildung neuer Kanones, die vorher undenkbar *schienen*. Der deutsche Nationalkanon ist ein solcher Fall. Im Lichte der vorstehenden Überlegungen ist >die Normalität des Kanonwandels<<sup>17</sup> aber alles andere als selbstverständlich. Ziel dieser Fallstudie ist der Nachweis, daß ein echter Strukturwandel des Kanons und eine Neutralisierung seiner Macht einer sehr komplexen und kreativen - wenn auch nicht immer bewußten - Nutzung verfügbarer Repertoires bedürfen, ein auf der Ebene purer Ideologie oft subliminaler (und auch nicht auf Ideologie reduzierbarer) Prozeß.

Die Fehleinschätzung des Kanons als kulturgeschichtlichem Faktor ist meines Erachtens auf zwei Hauptgründe zurückzuführen: (a) Die Überbetonung der Dirigierbarkeit und Flexibilität des Kanons machen ihn zu einem unrealistisch *flüchtigen* Faktor der Kulturdynamik, (b) Der voreilige Konnex zwischen der Validierung literarischer Werke und ihrem Recycling im Lauf der Geschichte führt zur Fehlinterpretation des Kanons als *generativem* Faktor kultureller Produktion.

### **Das Problem der Flüchtigkeit: Kanonizität vs. Geschmackswandel**

Wie anläßlich der relativistischen und radikalen Intentionen der Kanonrevision oben diskutiert, konzentriert sich der heutige Begriff von Kanonizität auf die Veränderbarkeit literarischer Validierung. Mit dem einmütigen Akzeptieren der These, Kanonizität sei *per definitionem* kontingent und Kanones könnten jederzeit ersetzt werden, schüttet man jedoch das Kind mit dem Bade aus. In diesem Verständnis läßt sich Kanonizität nämlich restlos auf zeitgenössischen Geschmack reduzieren, und Kanonisierung läuft auf bloßen Prestige- oder Dominanzgewinn hinaus. Folglich könnten kanonisierte Elemente ihren Status verlieren und durch neu kanonisierte ersetzt werden, die nun ihrerseits die literarische Geschmacksbildung übernehmen. Dabei wird vorschnell davon ausgegangen, beim Kampf um die Kanonzusammensetzung gehe es lediglich um Auswahl und Beurteilung von Werken und Autoren - einschließlich solchen der Vergangenheit -, mit denen konkurrierende Akteure legitime

Korpora definieren und monopolisieren wollten. Dieser Kampf gehört jedoch zur allgemeinen Dynamik des Kulturmarkts: Unaufhörlich werden Artefakte produziert und *ad hoc* gepriesen, ohne daß ihre kanonische Haltbarkeit damit schon garantiert wäre. In der Regel erreichen die Gewinner der laufenden Kämpfe um Ehre und Erfolg schnell ihr Verfallsdatum, während kanonisierte Elemente ihre Funktion als Orientierungspunkte auf dem Kulturmarkt unabhängig von dessen Wechselfällen behalten.<sup>18</sup>

Ferner führen, wie oben dargelegt, jene ungeschminkten Ideologien dazu, daß »das Nicht-Kanonisierte« - im heutigen Kontext stets mit »Literatur der Unterprivilegierten« identifiziert - in der laufenden Kanondiskussion in den Vordergrund rückt. Präziser gesagt, die Vorstellung endloser Konflikte und Kollisionen zwischen »dem Kanonisierten« und »dem Nichtkanonisierten« wird zur Zentralachse, zwischen deren Polen der Kanonbegriff und die literarische Dynamik im allgemeinen angesiedelt werden. Dieser Vorstellung liegen zwei Thesen zugrunde: (a) Literarische Schichten befinden sich ständig in Fluß,<sup>19</sup> und (b) ist dieser Fluß den Konflikten zwischen »herrschenden« und »beherrschten« gesellschaftlichen Kräften unterworfen. Kanonizität wird als schlicht *hierarchischer* Begriff verstanden, der der sozialen Hierarchie vollkommen strukturhomolog ist. Diese angebliche Flüchtigkeit ist also unerlässlich für literarische Evolution, die als Abfolge wechselnder Dominanten konkurrierender Schichten begriffen wird, die jeweils nach kultureller Hegemonie streben.

Für die Beschäftigung mit literarischer Flexibilität und Heterogenität ist eine solche Theorie zweifellos ergiebiger als die traditionelle Literaturgeschichte. Problematisch wird sie, weil es immer eine Schicht kanonisierterer Elemente gibt, die in einer Gesellschaft breitere Zustimmung finden und sich über längere Zeiträume hinweg halten (auch in Fällen, wo zeitgenössische Ideologien sie eher ablehnen). Unabhängig von den spezifischen historischen Bedingungen ihrer Kanonisierung dient ein solches kanonisierteres (literarisches oder anderes) Repertoire kaum dem Distinktionserwerb einer bestimmten Gruppe, die in einem synchronen Gesellschaftsraum mit anderen um Herrschaft wetteifert. Es ist vielmehr in dem Sinne kanonisiert und sanktioniert, daß es auch gegensätzlichen Zeitgeschmäckern zum Trotz im kollektiven literarischen Bewußtsein haften bleibt oder zumindest weit weniger sensibel auf spezifische Zentrum-Peripherie-Bewegungen reagiert, die für andere kulturelle Segmente auf völlige Ablehnung und Vergessenheit hinauslaufen würden. Wie in Kapitel Sechs ausgeführt wird, wäre es beispielsweise falsch, die Kanonisierung des Romans im 18. Jahrhundert einfach damit zu erklären, daß der Roman im Zuge seines Kanonizitätsgewinns frühere kanonische Formen ersetzt oder verdrängt hätte, so daß sie ihren kanonischen Rang verloren. Das mag zur Strategie derer gehört haben, die den Roman kanonisierten und zur modernen *Alternative* zu klassischen kanonischen Formen (besonders dem Epos) ausriefen. Hinzu kam, daß die Idealisierung des Romans

zur gehobenen Kunstform in gewissem Maße die Marginalisierung ehemals zentraler literarischer Genres nach sich zog.<sup>20</sup> Grundsätzlich wurden klassische Modelle und Werke des alten Kanons jedoch nie durchweg ersetzt. Sie wurden von den Verfechtern deutscher Kultur weiterhin gehütet und gefeiert, und auch als sie nicht mehr praktiziert wurden wie das Epos, galten sie noch - und gelten bis heute - als die wichtigsten Repräsentanten der literarischen Tradition.

*Daraus* folgt, daß die literarische Evolution, abgesehen von der Dynamik einander ablösender Dominanten, ein stabiles *Reservoir* akkumuliert, das aus den höchstgeschätzten und bestetablierten literarischen Elementen aller vergangenen und gegenwärtigen Generationen besteht, indem sie eben - *Kanones konstruiert*. Wie ich andernorts ausgeführt habe, ist das Kanonische weder mit dem herrschenden Geschmack identisch noch mit dem »Modischen«, das kraft eines Mechanismus manipulativer Selektion und Beurteilung steigt und fällt, der den Kulturmarkt in Gang hält.<sup>21</sup> Der Kanon repräsentiert vielmehr ein unerschütterlich sanktioniertes Modell- und Vorbilderkorpus, ein weit zurückreichendes Reservoir (mit Programmfunktion für die Zukunft, dazu s.u.), das jede Generation bewahrt und an die nächste weitergibt. Entscheidend an der Kanonizität in diesem Sinn ist der Aspekt der *Objektivierung*, die dem Reservoir übertragen wird. Dadurch wird es in einer soziokulturellen Formation naturalisiert, und die sozialen Konflikte, die es einst zu determinieren halfen, werden verschleiert. Der Status des Kanons als kollektiver Autoritätsquelle unterscheidet sich also von Bestsellerlisten oder der Haute Couture.<sup>22</sup> Der Kanon funktioniert eher wie ein Schrein oder ein Safe, in dem der Wert eines einmal aufgenommenen Elements fast unwiderruflich gewahrt bleibt. Damit wird er zu einem Faktor der *Uniformität* und *Stabilität* der Kulturdynamik, dem die unendlichen ideologischen Konkurrenzkämpfe um kulturelle Dominanz wenig anhaben können, auf den sich diese vielmehr unweigerlich irgendwann berufen.

### **Das Problem der Generierung: Kultureller Status vs. kulturelle Produktion**

Es stellt sich also die Frage, inwiefern der Kanon spezifische Kulturaktivitäten (etwa das Schreiben und Lesen literarischer Texte) konkret regulieren kann. Ist er lediglich ein Mechanismus, der für die Einspeisung und Verbreitung von Geschmack und Praktiken verantwortlich ist, oder inspiriert er auch die abstrakte Verehrung bestimmter kultureller Modelle, gerade weil er sie sakralisiert und so den gängigen Tauschprozessen auf dem gegebenen Kulturmarkt entzieht? Mit Bezug auf das literarische Feld meine ich, daß kanonische literarische Modelle von ihrem Überleben in der aktuellen literarischen

Produktion *nicht* unmittelbar abhängig sind. Die Kanonisierung von Modellen *erschwert* vielmehr ihre Verwendbarkeit für die aktuelle literarische Produktion eben durch die Idealisierung, die mit der Kanonisierung einhergeht.

Laut Wörterbuch bedeutet »Kanon« »Regel, Norm, Richtschnur, Maßstab« (sogar »Leitfaden«) sowie eine »Liste der kirchlich für verbindlich erklärten biblischen Schriften« - und einer zusätzlichen Berufung auf Literatur: »Liste mustergültiger Autoren, Werke«. <sup>13</sup> Wenn wir von einem Kanon sprechen, meinen wir also oft sehr Verschiedenes: Üblicherweise verstehen wir darunter Korpora für bedeutend gehaltener Texte, können uns aber ebensogut auf einen Satz präskriptiver Regeln zu deren Produktion und Bewertung beziehen. Der Begriff des Kanons impliziert also mindestens zwei theoretische Unterscheidungen, erstens die von *Texten* und *Modellen* (also »realexistierende Dinge« vs. ihre abstrakten Muster) und zweitens die von *Position* (Status, Prestige) und *Produktion* kultureller Artefakte (beispielsweise neuer Texte).

Wie im nächsten Kapitel ausführlich dargelegt wird, trifft die Theorie des Repertoires klare Aussagen zur ersten Unterscheidung und erklärt die *Modelle* eher als die Texte zu ihrem Gegenstandsbereich. Schon der Begriff »Repertoire« dient eher der Ebenendifferenzierung von *Regeln*, die verschiedene Praktiken organisieren (etwa die Produktion oder Konsumtion literarischer Texte), als der Einordnung ihrer endgültigen Produkte (der Texte). Bezüglich der zweiten Unterscheidung führt der gängige Kanonbegriff jedoch immer noch in die Irre und verwechselt das Prestige mit dem Potential, Modelle zur Generierung neuer Artefakte bereitzustellen.

Diese Unterscheidung ist jedoch unerlässlich: Kanonische Elemente sind in einer Kultur präsent, ohne zwangsläufig am Kreislauf literarischer Produktion teilzunehmen (schon gar nicht in einer Hauptrolle). Diese Elemente sind insofern kanonisiert, als sie Gültigkeit und Wert besitzen, ohne sich mit den synchron herrschenden literarischen Normen zu decken und ohne als aktive Textproduktionsmodelle zu dienen. Manche dieser Texte zirkulieren kaum noch auf dem Literaturmarkt, sind nur in akademischen Ausgaben mit geringer Auflage erhältlich und dem Publikum bis auf kleine Expertenzirkel unbekannt (es lassen sich viele solche unbestreitbar kanonischen literarischen Figuren und Meisterwerke der Vergangenheit wie etwa Wielands Romane oder Friedrich Schlegels *Lucinde* aufzählen). Diese Elemente behalten ihren Status unabhängig von ihrer Position in den aktuellen Zentrum-Peripherie-Beziehungen, die die Produktion von Texten (oder anderen Artefakten) regulieren.

Diese Unterscheidung ist in literarischen Institutionen, etwa Sammelinstitutionen mit Händen zu greifen: In zeitgenössischen Verlagen und Zeitschriften kommen Selektionsnormen zur Anwendung, die literarische Moden spiegeln - und schaffen. In ihren Aufnahme- und Ausschlußprinzipien lagern sich unmittelbar die Präferenzen auf dem Feld aktueller literarischer Produktion ab, während Anthologien oder Bibliotheken eher Sammlungen kanonisierten

Materials anlegen. In diesen Kanonsammlungen spielen Zentrum-Peripherie-Relationen keine Rolle, schon weil sie aus Elementen bestehen, die historisch nichts miteinander zu tun haben. Es sind Zusammenstellungen kanonisierter literarischer Elemente verschiedener Art und aus verschiedenen Perioden der Literaturgeschichte, unabhängig davon, wie sie ihre Kanonizität erworben haben oder welchen Statuswechsel sie seither durchgemacht haben.

In diesen Sammlungen zweiten Typs lagert der Kanon: Der deutsche Kanon (oder der Kanon westlicher Literatur im allgemeinen) privilegierte neuere große Namen nie auf Kosten ihrer Vorgänger; Lessing, Goethe oder Kleist sind ebenso kanonisch wie Rilke oder Thomas Mann. Bei Perioden, die zu Goldenen Zeitaltern verklärt worden sind, zeigt sich das Komplementärphänomen: Autoren der deutschen Klassik und Romantik werden von ihren Nachfahren niemals überschattet. Solche kanonisierten Zusammenstellungen wirken überdies gerade durch ihr Ausblenden und ihre Mißachtung der spezifischen historischen Bedingungen und gesellschaftlichen Auseinandersetzungen, die zu ihrer Entstehungszeit die Rezeption (und den faktischen Kanonisierungsprozeß) ihrer verschiedenen Elemente beeinflussten. Das Scheitern verschiedener deutscher Autoren der Romantik und Vorromantik beim Streben nach literarischer Anerkennung oder ökonomischer Unabhängigkeit (wie in den verschiedenen Fällen Lessings, Hölderlins oder Kleists, um nur ein paar zu nennen), das literarische Sektierertum der Frühromantiker und ihr kompliziertes Verhältnis zu Goethe und Schiller, Goethes Ablehnung junger literarischer Talente und seine Tyrannei auf dem literarischen Feld seiner Zeit, wie es etwa Heine beschreibt,<sup>24</sup> zuletzt das Auf und Ab seiner posthumen Rezeption in der Literaturkritik des 19. Jahrhunderts:<sup>25</sup> Diese und zahllose andere Faktoren sind belanglos für die Zusammensetzung des deutschen literarischen Kanons, wie wir ihn heute kennen. (Dasselbe gilt Eliots Versuchen der Revision des britischen Kanons zum Trotz für Wordsworth, der heute in ebenso kanonischem Rang steht wie die Modernisten und sicher in höherem als die Metaphysical Poets des 17. Jahrhunderts).

Dieser Mechanismus gilt natürlich nicht nur für Einzeltexte, sondern auch für Genremuster mit dem gleichen kanonischen Status. («Das Idyll», «das shakespearesche Sonett» und «Verslehren» bezeichnen wir ebenso selbstverständlich als literarische Tatsachen wie jede andere literarische Praxis, die sich in unserem kulturellen Bewußtsein etabliert hat - alle literarischen Modelle können kanonisch werden.) Auf dem aktuellen Feld literarischer Produktion können kanonisierte Modelle ihren Primat verlieren und *marginal* werden. Ein Beispiel sind die Erzählverfahren realistischer Romane des 19. Jahrhunderts, die heutzutage keinem literarischen Zentrum mehr als generative Modelle für Prosaerzählungen dienen, in marginalen literarischen Aktivitäten wie der Produktion von Kinderbüchern jedoch lange überdauert haben. Als literarische Modelle haben sie ihre Gültigkeit in hohem Maß bewahrt; die großen literarischen Werke, die sie einst generierten, stehen immer noch in

hohem Rang und werden von der Literaturwissenschaft studiert, unabhängig von der Zweitverwertung, die sie als literarische Modelle an der Peripherie erfahren.

Als Angehörige einer Kultur neigen wir meist zur Annahme, daß uns kanonisierte Elemente, so überholt sie auch sein mögen, als potentielle Modelle jederzeit zur Verfügung stehen und in der Textproduktion stets aufs neue wiederverwertet werden können. Wie oft hört man nicht von der sogenannten Renaissance, die ein Werk oder Autor der Vergangenheit in dem einen oder anderen literarischen Milieu erlebt (in der Literaturkritik ist diese Aussage längst zum Klischee geronnen). In der Regel gewinnen kanonisierte Elemente ihre generative Kraft jedoch nicht zurück, ohne aber deswegen ihren Status einzubüßen. In Einzelfällen wird die Verwendung eines kanonisierten Segments von einer ideologischen Autorität sogar aufs schärfste verurteilt, weil es ihr so heilig ist, daß die Vorstellung, es als Modell zu nutzen, auf Blasphemie hinausläuft. Das auffälligste Beispiel dafür ist der Status der Bibel in verschiedenen kulturellen Kontexten (einschließlich des literarischen) im Lauf der Geschichte.<sup>26</sup>

Der Fall der Bibel ist natürlich das Extrembeispiel eines *literarischen* Kanons im strengen Sinn, aber prinzipiell kann sich dasselbe Phänomen auch auf dem literarischen Feld zeigen. Je mehr wir einen Text oder das Werk eines Autors verehren, desto stärker neigen wir dazu, es durch autorisierte Experten oder Doktrinen dem öffentlichen Zugriff zu entziehen (eine Kanonisierungsstrategie *par excellence*, wie sie gerade im Verhalten der Kanonisierer des Romans zu beobachten war<sup>27</sup>). Ich würde sogar behaupten, daß Kanonizität überhaupt nichts mit konkretem Geschmack zu tun hat; niemand bestreitet, daß Goethe oder Novalis kanonische Autoren sind, unabhängig davon, ob ihre Werke geschätzt oder überhaupt gelesen werden. All diese Beispiele belegen zumindest, daß *hohe Validierung und Generativität nicht zwangsläufig parallel laufen* und daß der Rang kanonisierter Elemente auf dem Feld aktueller literarischer Produktion und Konsumtion mit den gleichzeitig gültigen Repertoires grundsätzlich nichts zu tun hat. Der Kanon entzieht sich den wechselnden Diktaten zeitgenössischer Geschmacksvorstellungen, dient jedoch umgekehrt als Legitimationsquelle konkurrierender neuer Repertoires und als *retardierendes Moment im beschleunigten Umbruch*.

Die meisten Kanondiskussionen konzentrieren sich unverhältnismäßig stark auf das Feld der Produktion, als wäre nur dieser das Privileg der »Literatur« zugestehen und nicht ebenso den anderen Aktivitäten, die für die literarische Dynamik genauso wichtig sind wie etwa die verschiedenen für die Produktion und Stabilisierung von Kanones zuständigen Verklärungsorgane. Hier stellen sich zwei grundsätzliche Fragen: (1) Wie und unter welchen Bedingungen entstehen diese Aktivitäten? (2) In welcher Beziehung stehen sie zum Geschmackswandel auf dem Feld von Produktion und Konsumtion?

## Der Kanon als Stabilisierungsmechanismus

Während das Streben nach kultureller Monopolstellung und die Konflikte zwischen dominanten und peripheren Repertoires in allen Kulturen zu beobachten sind, ist die Kanonproduktion ein fakultativer Bestandteil.<sup>28</sup> Nicht alle kulturellen Handlungsfelder entwickeln zwangsläufig Kanones. Man kann offenbar von theologischen oder juristischen Kanones sprechen oder vom Kanon in der Literatur und den Künsten, aber kaum jemand spricht von Kanones in den Sphären, sagen wir, der Gestik, Ernährung, Umgangsformen und sogar der Mode, ganz zu schweigen von anderen Aktivitäten, die uns kaum bewußt werden. Dabei bilden auch diese Praktiken Zeichensysteme und verfügen über ihre eigenen Dominanten und Peripherien. Außerdem pflegt jedes Aktivitätsfeld in seiner Binnensphäre ein stagnierendes Repertoire einzurichten, das bei der Praktikenregulierung des Feldes einleuchtender scheint als andere. Die Institutionalisierung ist sogar ein mindestens genauso starker Faktor bei der kulturellen Evolution wie Schwankungen und Veränderungen.

Ein Kanon impliziert jedoch mehr als bloß Stagnation. Die Kanonkonstruktion ist ein kompliziertes Verfahren mit Akten bewußter Reflexion auf literarische Aktivitäten, um diese zu stabilisieren. Die Opposition zwischen kanonisierten und nicht-kanonisierten Schichten entspricht den Spannungen zwischen bewußten und unbewußten oder formellen und informellen kulturellen Aktivitäten. Der Effekt dieser Aktivitäten besteht in der Sicherung des Werts ihrer Produkte, so daß diese auch ohne Reproduktion aktiv an der Kultur teilhaben können. Auf nicht-kanonisierten Feldern verschwindet ein nicht länger reproduziertes Modell einfach (manchmal zusammen mit seinen Produkten), während gerade die Tatsache, daß ein Reservoir festgelegter Elemente erhalten bleibt, es auf kanonisierten Feldern ermöglicht, den Inhalt dieses Reservoirs einer Revision zu unterziehen. Solche Reservoirs sind weder selbstverständlich noch auf allen kulturellen Feldern gleichermaßen zu beobachten. Insofern ist die Opposition »kanonisiert« vs. »nicht-kanonisiert« mächtiger als Nuancen hierarchischer Positionen, da sie den Unterschied zwischen Feldern mit Kanones und solchen ohne bezeichnet.<sup>29</sup>

In diesem Zusammenhang finde ich Jurij M. Lotmans semiotisches Modell kultureller Systeme als *Reservoir des kollektiven Gedächtnisses* höchst aufschlußreich.<sup>30</sup> Fragen des Rangs und der Stratifikation interessieren Lotman kaum; er beschäftigt sich mit dem Ausmaß der *Strukturiertheit*, dem Organisationsgrad verschiedener kultureller Schichten. Seine Schlüsselbegriffe sind »Kern«<sup>31</sup> und »Beschreibung« (oder »Selbstbeschreibung«) einer Kultur. Spannungen zwischen verschiedenen Schichten sind für ihn entlang der Achse zu analysieren, was für die *Beschreibung* eines gegebenen Kultur-systems unentbehrlich und nur locker mit ihm verbunden ist (oder sogar als systemextern eingestuft wird). Da jede Beschreibung *perdefinitionem* reduktiv

und *weit rigider* ist als die komplexen und variablen Phänomene eines beliebigen real existierenden Kultursystems, oktroyiert alles Beschreiben für Lotman eine *Struktur*, die tendenziell Systemkomponenten fixiert und Korrektheitsnormen festschreibt, die dann als offizieller *Regelkatalog* formuliert werden können. Wenn wir uns eine lebende Sprache als stratifiziertes System denken, sind uns üblicherweise die verschiedenen Register geläufig, in denen Äußerungen generiert werden (Standard- und Schriftsprache, Dialekt, Slang usw.); für Lotman kommt jedoch hinzu, daß es eine *Grammatik* im traditionellen Sinn gibt - eine offizielle und normative Sprachbeschreibung, die zwar wenig mit dem konkreten Sprachgebrauch und -Verständnis der Menschen zu tun hat, aber als seine offizielle Richtlinie (und repräsentative Zensurinstanz) gilt:

Da eine Beschreibung [...] einen höheren Grad von Organisiertheit mit sich bringt, stellt die Selbstbeschreibung eines semiotischen Systems, die Schaffung seiner eigenen Grammatik, ein äußerst wirksames Mittel der Selbstorganisation des Systems dar. Zu einem bestimmten Zeitpunkt der historischen Existenzform einer Sprache oder - weiter gefaßt - einer Kultur überhaupt kristallisiert sich im Fundus des semiotischen Systems eine Subsprache (und eine Subgruppe von Texten) heraus, die als Metasprache für die Beschreibung ebendieses Systems betrachtet wird.<sup>32</sup>

Lotman erweitert also die gegenwärtigen feegriffe des Kanons und seiner Funktion in der kulturellen Dynamik, indem er das sonst Unausgesprochene spezifiziert, nämlich die *strukturierenden Reservoirs* als Kontrollinstrumente aktueller Systemaktivitäten (wie Produktion und Evaluation neuer Texte). In dieser Perspektive sollte man die Funktion kanonisierter Elemente besser unter den Begriff des Exemplarischen fassen.<sup>33</sup> Bei eingehenden Einzeluntersuchungen der Berufung auf kanonisierte Elemente, die entlehnt und verpflanzt wurden, um Innovationen in der zeitgenössischen Textproduktion zu erreichen, stellt sich heraus, daß weniger die Modelle als ihre *Labels* entlehnt wurden, damit ihr Prestige auf andere Modelle abfärbte und so in der Textproduktion die Verbreitung neuer Modelle (aus verschiedenen, meist peripheren Quellen) *legitimiert*.

## Strategien der Kanonisierung

Im Licht der Unterscheidung zwischen Prozessen der Kanonbildung und den ständigen Veränderungen auf dem kulturellen Markt drängt sich eine weitere Frage auf: Gibt es verschiedene Prozesse der Kanonbildung, und wie steht es um ihre Abhängigkeit von verschiedenen soziokulturellen Bedingungen? Fallstudien zur Kanonbildung zeigen, daß es grundsätzlich zwei verschiedene

Strategien gibt, die im Einzelfall je nach ihren soziokulturellen Rahmenbedingungen vorherrschen können. Wie auch der Fall des modernen deutschen Kanons zeigt, kann der Kanonisierungsprozeß entweder ein bereits sanktioniertes Repertoire *konsolidieren* (was oft eine Phase soziokultureller Stagnation markiert) oder ein erwünschtes Repertoire als Mittel zur Neuorganisation eines kulturellen Feldes *präfigurieren*.

Die verschiedenen Aspekte und Verfahren dieser Kanonisierungsstrategien gehören zu den zentralen Themen, um die es in den folgenden Kapiteln geht.<sup>34</sup> Hier genüge die Bemerkung, daß die erste Strategie in der kulturellen Dynamik häufiger vorzukommen scheint. Sie gilt sogar für kulturelle Felder mit niedriger sozialer Homoöstate, darunter auch Fällen mit offenkundigen Konflikten um Kanonänderungen (die, wie oben ausgeführt, oft genug bloß auf *Kanonenerweiterung* hinauslaufen). Besonders typisch ist die Konsolidierungsstrategie jedoch für kulturelle Felder, auf denen eine »absolute« Kodifizierung für extrem starre soziale Rangordnungen sorgt. Das beste Beispiel hierfür liefert die höfische Kultur Frankreichs im 18. Jahrhundert, die Norbert Elias folgendermaßen beschreibt:

Die Etikette und das Zeremoniell wurden [...] mehr und mehr zu einem gespenstischen Perpetuum mobile, das deswegen ganz unabhängig von jedem unmittelbaren Nutzwert weiter bestand und weiter lief, weil es, wie von einem unerschöpflichen Motor, von der Konkurrenz um Status- und Machtchancen der darin verstrickten Menschen [...] fort und fort getrieben wurde. Letzten Endes war ohne Zweifel dieser Zwang des Kampfes um ständig bedrohte Macht-, Status- und Prestigechancen der beherrschende Faktor, auf Grund dessen bei dieser hierarchisch gegliederten Herrschaftsstruktur sich alle Beteiligten gegenseitig zur Ausübung des zur Last gewordenen Zeremoniells verurteilten. Keine einzelne der die Figuration bildenden Personen hatte die Möglichkeit, eine Reform des Herkommens in die Wege zu leiten. Jeder, auch der kleinste Versuch einer Reform, einer Änderung des prekären Spannungsgefüges brachte unweigerlich eine Erschütterung [...] mit sich. [...] Und so blieb alles beim Alten.<sup>35</sup>

In einem solchen Fall besteht die Arbeit der Kanonisierer in der sorgfältigen Erläuterung zwingender Feldkategorien und der maximalen Formalisierung der Regeln für »korrektes Verhalten« die aus »Präzedenzfällen« wie normativen Manieren oder sanktionierten Texten bezogen werden. Die Exzerptsammlung aus Manierenbüchern, die mehrere Jahrhunderte überspannt und mit der Elias seinen Begriff des evolutionären Zivilisationsprozesses veranschaulicht, demonstriert faktisch das *Beharrungsvermögen* einer solchen Kanonisierungsstrategie. Nach der Analyse der Instruktionen für gepflegte Tischmanieren resümiert Elias:

Am Ende des 18. Jahrhunderts [...] ist in der französischen Oberschicht annähernd jener Standard der Eßgebräuche, und gewiß nicht nur der Eßgebräuche, erreicht, der allmählich dann in der ganzen »zivilisierten«

Gesellschaft als selbstverständlich gilt. [...] Würde man die Bilderreihe bis zur Gegenwart fortsetzen, so würde sich zeigen, daß sich von nun an zwar Einzelheiten noch ändern; neue Gebote kommen hinzu, alte lockern sich [...]. Aber der Grundstock dessen, was in der zivilisierten Gesellschaft im Verkehr der Menschen gefordert wird, und was als verboten gilt, der Standard der Eßtechnik, die Art, wie Messer, Gabel, Löffel, Teller, Serviette und die übrigen Eßgeräte zu gebrauchen sind, das alles bleibt in den wesentlichen Punkten unverändert. Selbst die Entwicklung der Technik auf allen Gebieten - auch die der Kochtechnik - [...] hat das Wesentliche der Eßtechnik und der anderen Umgangsformen ziemlich unverändert gelassen.<sup>16</sup>

Dasselbe gilt für >geistige< Angelegenheiten wie Sprache oder Literatur: Kanonisierungsstrategien operieren in den verschiedenen Kanälen, die privilegierte sprachliche und literarische Repertoires festlegen und ihnen den Status »objektiven Regeln zuschreiben: Kanäle wie normative Poetiken oder Grammatiken.

Zweifellos sieht eine Kanonisierungsstrategie auch die *Erweiterung* des Kanons durch zusätzliche Inventare in der sanktionierten Liste vor. Aber die auf den ersten Blick noch nie dagewesene »Innovation« ist in Wirklichkeit nur eine »Rekonstruktion«, das Oktroi existierender Kategorien auf Produkte, die bis zu diesem Zeitpunkt nicht als solche etikettiert waren (die Langzeitwirkung ist allerdings weiterhin die Verbesserung bereits etablierter Feldregeln).

Obwohl in Prozessen der Kanonbildung beide Strategien zur Anwendung kommen, scheint es immer die Herausbildung neu kanonisierter Repertoires zu sein, die dramatischere Innovationsleistungen erfordern und eindeutiger mit sozialen Konflikten und dem Sieg einer Ideologie über andere einhergehen. Im Folgenden möchte ich an der Genese des modernen deutschen Kanons demonstrieren, daß diese Strategie meist nach einem langen - aber unauffälligen - Prozeß eingesetzt wird, in dessen Verlauf die Kanonisierungsstrategie einer Konsolidierung bereits existierender Repertoires überwiegt. An anderen Fällen der Kanonbildung (etwa dem des modernen Popsongs in Amerika und Israel in den 1970ern<sup>17</sup>) läßt sich beobachten, daß die Herausarbeitung eines neu kanonisierten Repertoires meistens auf den Feldern zur dominanten Strategie wird, die zuvor über keinen originären Kanon verfügten. Daher klafft in der Regel eine - sowohl zeitliche als auch inhaltliche - Lücke zwischen der Herstellung eines Repertoires zur Praktikengenerierung auf einem gegebenen Feld und dem Punkt, an dem diesem Repertoire im Namen einer emergenten Ideologie, die es als neuen Kanon beansprucht, die volle Akzeptanz und Weihe zuteil werden.

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Zu den in diesem Zusammenhang meistzitierten Beiträgen gehört Barbara Herrnstein-Smith, *Contingencies of Values. Alternative Perspectives for Critical Theory*, Cambridge, Mass. 1988. Ihrer Monographie und anderen Schlüsseltexten der Kanondiskussion läßt sich entnehmen, daß das Bewußtsein des Relativismus im literaturwissenschaftlichen Diskurs der USA erstaunlicherweise blind ist für die grundlegenden Beiträge der russischen Formalisten und Prager Strukturalisten, deren Einsicht in die Relativität ästhetischer Urteile - und die Geschichtlichkeit des Konzepts Literatur im allgemeinen - eine Grundlage ihrer semiotischen Theorie des Literatursystems bildet. Während Jan Mukarovskýs Essay »Ästhetische Funktion, Norm und ästhetischer Wert als soziale Fakten« von 1936 (in: Kapitel aus der *Ästhetik*. Frankfurt/Main 1970, 7-112) als Klassiker gilt, werden die Pionierarbeiten von Jurij Tynjanov und Roman Jakobson zur Relativität des »literarischen Faktums« und ihr weit differenzierteres Konzept der Offenheit und Dynamik des Literatursystems kaum je zur Kenntnis genommen; vgl. Jurij Tynjanov, *Das literarische Faktum* (1924) und *Über die literarische Evolution* (1927), in: Jurij Striedter (Hg.), *Russischer Formalismus. Texte zur allgemeinen Literaturtheorie und zur Theorie der Prosa*, München 1969, 393-431 und 433-461; Roman Jakobson, *Über den Realismus in der Kunst* (1921), in: ebd., 373-391, und *Linguistik und Poetik* (1960), in: *Ausgewählte Aufsätze 1921-1971*, Frankfurt/Main 1979, 83-121, sowie Kap. 2.
- <sup>2</sup> Vgl. etwa David Simpson, *Literary Criticism and the Return to >history<*, in: *Critical Inquiry* 14/4 (1988), 721-747.
- <sup>3</sup> Henry Louis Gates Jr., *Loose Canons. Notes on the Culture Wars*, New York u. a. 1992, 21.
- <sup>4</sup> John Guillory, *Cultural Capital. The Problem of Literary Canon Formation*, Chicago u. a. 1993, 5.
- <sup>5</sup> Vgl. etwa Herbert Lindenberger, *The Normality of Canon Change*, in: *The History in Literature. On Value, Genre, Institutions*, New York 1990, 131-147; Guillory, *Cultural Capital* (Anm. 4), 3-84; Ray B. Browne/Ronald J. Ambrosetti (Hgg.), *Popular Culture and Curricula*, Bowling Green, Ohio 1972; Robert Lecker, *Making It Real. The Canonization of English-Canadian Literature*, Concord 1995, 113-172, u. a.
- <sup>6</sup> Gates, *Loose Canons* (Anm. 3), 19.
- <sup>7</sup> Vgl. etwa Jan Gorak, *The Making of the Modern Canon. Genesis and Crisis of a Literary Idea*, London u. a. 1991.
- <sup>8</sup> Womit diese zu »Klassikern« werden; vgl. die nachfolgende Diskussion sowie Frank Kermode, *The Classic*, Cambridge, Mass. u. a. 1975.
- <sup>9</sup> So etwa bei Lawrence Levine, *Highbrow / lowbrow. The Emergence of Cultural Hierarchy in America*, Cambridge, Mass. 1988, 11-82; Jane P. Tompkins, *Sensational Designs: The Cultural Work of American Fiction, 1790-1860*, New York u. a. 1985, oder Guillory, *Cultural Capital* (Anm. 4), 85-133.
- <sup>10</sup> So von Leslie A. Fiedler, *The Children's Hour, or the Return of the Vanishing Longfellow. Some Reflections on the Future of Poetry*, in: Ihab Hassan (Hg.), *Liberation. New Essays of the Humanities in Revolution*, Middletown 1971, 149-175 ; J. M. Coetzee, *White Writing. On the Culture of Letters in South Africa*, New Haven u. a. 1988; Harriet Hawkins, *Classics and Trash. Tradition and Taboos in High Literature and Popular Modern Genres*, New York u. a. 1990, oder Lennard J. Davis/M. Bella Mirabella (Hgg.), *Left Politics and the Literary Profession*, New York 1990.
- <sup>11</sup> Zum Begriff vgl. Stanley Fish, *Is there a Text in this Class?* Cambridge, Mass. 1980.
- <sup>12</sup> Simpson, *Literary Criticism* (Anm. 2), 727.
- <sup>13</sup> Vgl. ebd.
- <sup>14</sup> In neueren Untersuchungen zum Aufstieg kanonischer Nationallaturen kapriziert man sich dabei auf moderne Herrschaftsideologien wie den Nationalismus; vgl. etwa Hohendahl, *Literarische Kultur* (Einleitung, Anm. 1); Robert Colls/Philip Dodd, *Englishness. Politics and Culture 1880-1920*, London u. a. 1987; Gregory Jusdanis, *Belated Modernity and Aesthetic Culture. Inventing National Literature (Theory and History of Literature, Bd. 81 )*, Minneapolis 1991; Sarah M. Corse, *Nationalism and Literature. The Politics of Culture in Canada and the United States*, Cambridge 1997; Lecker, *Making It Real* (Anm. 5), u. a.
- <sup>15</sup> Vgl. etwa Leslie A. Fiedler, *Literature as an Institution. The View from 1980*, in: ders./

Houston A. Baker Jr. (Hgg.), *English Literature. Opening up the Canon*, Baltimore u. a. 1981.73-91; Guillory, *Cultural Capital* ( Anm. 4) und Davis/Mirabella, *Left Politics and the Literary Profession* (Anm. 10).

Fiedlers ungeschminkte Darstellung des Aufstiegs >zweitklassiger< Intellektueller wie ihm selbst an den amerikanischen Universitäten in den fünfziger Jahren sei hier *in toto* zitiert: »And what a motley crew we were; not only were we bearers of subversive aesthetic doctrines, but a good many of us at least were also the offspring of ethnically inferior, non-English-speaking stock; our veneer of Anglo-Saxon polite culture was no more than a generation thick.

It was, however, a rear-guard action that the old-style defenders of the citadel were fighting. By the end of the 1950s, the former outsiders were insiders, although they were allowed in at first, perhaps, for reasons more demographic than ideological. The end of World War II had seen the influx into colleges and universities of vast hordes of government-subsidized students. Many of them were the first members of their families ever to be exposed to higher education. And to teach the succeeding waves of the continuing invasion, new faculty had to be recruited from the first waves. These were the sons and daughters, though still mainly sons, of working-class or petty-bourgeois parents (who were not even predominantly Northern European, much less *echt* Anglo-Saxon; and who, after a while, were overwhelmingly Eastern European and Jewish) and graduates of land grant universities or city colleges, such cultural arrivistes more often began their literary careers by reading or contributing to the *Partisan Review* and the *Kenyon Review* rather than by submitting articles to the *PMLA*. Their elitism was, therefore, quite different from that of their predecessors. But once they were ensconced in departments of English, they proved to be equally narrow and exclusive.

To their WASP predecessors, who were born of upper-class parents, educated at quality schools, and sustained by inherited wealth or marriage to money, an academic career represented merely a marginally acceptable vocation. But to the >new professorates it represented a way of making it into a position of unaccustomed prestige, if not of power; it was a strategy for social climbing without seeming to >sel 1 out< to the world of hucksterism or venal politics. I am not suggesting that they (*we*, I suppose I should say) did this deliberately; but it was at least subintended, and, in any case, it worked! It worked so well, in fact, that after a while those who were initially regarded as interlopers began to seem more at home than anyone else. Indeed, by the late seventies, the few remaining antiacademic critics tended to be primarily WASPs« (Fiedler, *Literature as an Institution* (Anm. 15), 76 f.).

<sup>17</sup> Lindenberger, *The Normality of Canon Change* (Anm. 5).

<sup>8</sup> Hier ist noch einmal auf die bahnbrechende Einschätzung der literarischen Dynamik im Russischen Formalismus zurückzukommen, denn diese Annahme - oder eher dieser Trugschluß - einer Flüchtigkeit des Kanons (der dort mit dem Begriff des »Zentrums« benannt wird) findet sich bereits bei Tynjanov. Fasziniert von der Unbestimmtheit und Instabilität beliebiger literarischer Komponenten, ging er soweit, dauerhaften Erscheinungen nurmehr den Rang einer »Arbeitshypothese« zuzubilligen. Entsprechend wurden Ablösung und Ersetzung zu den entscheidenden Faktoren literarischer Evolution und damit zum Hauptanliegen literaturgeschichtlicher Analysen erklärt. Traditionen (in unserer Terminologie Kanones) wurden als schlichte Illusion abgetan. Tynjanov schreibt:

»Der Grundbegriff der alten Literaturgeschichte, die >Tradition<, erweist sich als unrechtmäßige Abstraktion eines oder mehrerer literarischer Elemente desselben Systems, in dem sie das gleiche >emploi< haben und die gleiche Rolle spielen, und als deren Kontraktion mit eben diesen Elementen eines anderen Systems, in dem sie ein anderes >emploi< besitzen, zu einer vermeintlich einheitlichen, scheinbar ungeteilten Reihe.

Als Hauptbegriff der literarischen Evolution erweist sich die *Ablösung* der Systeme, die Frage der >Traditionen< aber verlagert sich auf eine andere Ebene.« (Tynjanov, *Über die literarische Evolution* [Anm. 1], 437, Hervorhebung im Orig.)

<sup>10</sup> Um noch einmal Tynjanov zu zitieren: »Hier erweisen sich nicht nur die *Grenzen*, die >Peripherie<, die Grenzgebiete der Literatur als fließend, nein, es geht um das >Zentrum< selbst: [...] *Jedes beliebige Genre rückt in der Epoche seines Verfalls aus dem Zentrum an die Peripherie, an seinem Platz, aber taucht aus den Kleinigkeiten der Literatur, aus ihren*

- Hinterhöfen und Niederungen eine neue Erscheinung im Zentrum auf.*« (Tynjanov, Das literarische Faktum [Anm. 1], 399, Hervorhebung im Orig.) Tynjanov schließt mit den Worten: »Das ist jene Erscheinung der »Kanonisierung der jüngeren Genres«, von der Viktor Sklovskij spricht.« (Ebd., 399-401)
- <sup>20</sup> Vgl. die nachfolgende Diskussion.
- <sup>21</sup> Vgl. Rakefet Sheffy, The Concept of Canonicity in the Polysystem Theory, in: *Poetics Today* 11/4 (1990), 511-22.
- <sup>22</sup> Der Vergleich mit Bourdieus Analyse der kulturellen Marktdynamik liegt dabei nahe; vgl. Bourdieu, *Haute Couture* und *Haute Culture* (1974), in: *Soziologische Fragen* (1980), übersetzt von Hella Beister und Bernd Schwibs, Frankfurt/Main 1993, 187-196.
- <sup>23</sup> DUDEN Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in acht Bänden, Mannheim 1994, Bd. 4 (Hex-Lef), 1795.
- <sup>24</sup> Heinrich Heine, *Die Romantische Schule* (1833), Sämtliche Schriften Bd. III, hg. Klaus Briegleb, München 1971, 357-504.
- <sup>25</sup> Vgl. etwa Wolfgang Leppmann, *Goethe und die Deutschen. Vom Nachruhm eines Dichters* (1961), Stuttgart 1962.
- <sup>26</sup> Rina Drory beschreibt den Status der hebräischen Bibel für den Kontext der jüdischen Literatur im 10. Jahrhundert: »Anscheinend war es der Rang der heiligen Schrift, in den die rabbinische Literatur früherer Zeiten die Bibel versetzt hatte, der sie aus dem Bereich der Literatur heraushielt, sie vor aktivem Wirken bewahrte und auf rituelle Funktionen beschränkte; bei religiösen Feiern wurde sie in der Öffentlichkeit rezitiert, und ihre Verse zierten Liturgietexte [...], aber sie stand nicht im Mittelpunkt literarischen Interesses und kam als Quelle literarischer Modelle nicht in Betracht.« (Rina Drory, *Die ersten jüdisch-arabischen Kontakte zu Beginn des 10. Jahrhunderts* [Hebräisch], Tel Aviv 1988, 162)
- <sup>27</sup> Vgl. Kap. 5.
- <sup>28</sup> Vgl. Sheffy, The Concept of Canonicity (Anm. 21).
- <sup>29</sup> Vgl. ebd.
- <sup>30</sup> Lotman, *Über Inhalt und Struktur des Begriffs »schöngeistige Literatur* (1973), übersetzt von Christa Ebert, in: *Kunst als Sprache. Untersuchungen zum Zeichencharakter von Literatur und Kunst*, Leipzig 1981, 127-148; *Das dynamische Modell eines semiotischen Systems* (1974), übersetzt von Ewald Lang, in: *Kunst als Sprache*, ebd., 89-110; *Culture and Information*, in: *Dispositio* 1/3 (1976), 13-15.
- <sup>31</sup> Ebenso wie die Polysystemtheorie bezieht sich Lotman auf Tynjanov, wenn er die Schwankungen kultureller Entitäten diskutiert, aber interessanterweise zieht er Tynjanovs altem Begriff »Zentrum« den Begriff »Kern« vor: »Der Raum einer Struktur ist nicht gleichmäßig organisiert. Er umfaßt stets einige Kerngebilde und eine strukturelle Peripherie. [...] In den Arbeiten Ju. N. Tynjanovs wird der Mechanismus der wechselseitigen Verlagerung von Kern und Peripherie einer Struktur demonstriert.« (Lotman, *Das dynamische Modell eines semiotischen Systems* [Anm. 30], 105).
- <sup>32</sup> Ebd., 94 f.
- <sup>33</sup> Vgl. Kap. 2.
- <sup>34</sup> Vgl. bes. Kap. 5 und 6.
- <sup>35</sup> Elias, *Die höfische Gesellschaft* (Einleitung, Anm. 4), 132 f.
- <sup>36</sup> Elias, *Über den Prozeß der Zivilisation* (Einleitung, Anm. 27), Bd. I, 139 f.
- <sup>37</sup> Vgl. Sheffy, *Canonization of a Non-literary System: The Case of the Modern American Popular Song and its Contact with Poetry*, in: Hans R. Runte/Roseanne Runte (Hgg.), *Orality and Literature*, Bern u. a. 1991, 177-185.